*Wahre Geschichten aus Wildwest*

# Das Rätsel des weißen Indianers

**Auf der Suche nach dem verschollenen Kinde — Ein Wiedersehen nach zehn Jahren**
**Verhängnisvolle Hühnereier — Der Pflegesohn des Indianerhäuptlings**

Im Staat Wisconsin, nicht weit von Park Rapids, haust auf einem abgelegenen Gehöft ein hochbetagtes Ehepaar, William Famp und seine Frau Mary. Die beiden Alten sind ganz allein. Vor einem Menschenalter freilich besaßen sie ein Kind, einen Jungen. Er war ihr Einziger, und eines Tages ging der Zehnjährige in den Wald auf Beerensuche und — kam nicht wieder. Vergeblich suchten ihn die Eltern viele Wochen lang; auch Jäger und Trapper durchsuchten den Wald — aber der Junge blieb verschwunden. Jetzt hörten die alten Leute zufällig, auf einer Farm der Indianerreservation, die dem Stamme der Oneida eingeräumt ist, arbeite seit geraumer Zeit ein weißer Mann, der mit einer Indianerin verheiratet sei, die dem Stamm der Tschippewä angehöre, der nicht weit von dem Oneida-Stamm seine Siedlungen hat. William Famp und seine Frau fragten den Händler, der ihnen diese Kunde gebracht hatte, wie alt denn dieser Weiße sei, und wie er antwortete, jener müsse wohl Anfang der vierzig sein, rechneten die beiden Alten ganz aufgeregt aus, daß der Mann dem Alter nach sehr gut ihr Sohn sein könnte . . .

Sofort war es den beiden klar, daß sie in die Indianersiedlung reisen müßten. Der Mann spannte an und fuhr mit seiner Frau los. Sie kamen in das Gebiet, wo die Indianer hausten, sie fanden nach einigem Fragen auch das Gehöft, wo der Weiße mit der Indianerin lebte. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto erregter wurde die Frau. Jetzt sahen sich beide dem Gesuchten gegenüber, die Mutter glaubte wirklich in ihm eine Aehnlichkeit mit ihrem Jungen zu erkennen, und in heller Freude redeten sie beide auf ihn ein — aber er sagte darauf etwas in der Sprache der Oneida: er verstand sie nicht, und sie verstanden ihn nicht. Sie holten einen Dolmetscher, und nun erfuhren sie dies: Der Mann sagte, er wisse nicht mehr, wann und wie er zu den Indianern gekommen sei. Er habe wohl noch die dunkle Erinnerung, daß er als Kind kränklich gewesen sei, jedoch das sei alles. Gerade das aber bestärkte die Mutter in ihrem Glauben, dieser Mann sei ihr verschollener Sohn, denn auch ihr Junge war kränklich gewesen.

Die Sache hatte sich herumgesprochen, es erschien der Reservations-Agent, der von der Regierung eingesetzte Beamte, der unter den Indianern nach dem Rechten zu sehen hat. Er befragte die ältesten Männer des Stammes, aber keiner wußte etwas über die Geschichte dieses Weißen, der „immer" bei ihnen gelebt hätte — vielleicht aber wollten sie auch nichts davon wissen.

Nun schlugen die beiden Alten dem Manne vor, sie doch in ihre Heimat zu begleiten — sie hofften wohl, dort würden ihm die Erinnerungen an sein Elternhaus wieder wach werden. Aber der Mann lehnte das schroff ab; er hatte sein Leben bei den Indianern zugebracht und wollte von nichts anderem mehr wissen. Der Reservationsagent, der kein Hinterwäldler war, sondern ein smarter Amerikaner, hatte eine neue Idee. Man solle, sagte er, doch eine Blutprobe des Mannes und des etwaigen Vaters untersuchen lassen, wie es ja zuweilen geschieht, wenn ein Vater sich weigert, ein Kind als das seine anzuerkennen. Hier aber war wohl der Vater dazu bereit, jedoch nicht der etwaige Sohn, und so mußten William und Mary Famp tief enttäuscht wieder nach Hause fahren, wo sie ihr Leben beschließen werden, ohne ihren Sohn wiedergefunden zu haben.

**In den Baumgipfeln setzten sie ihre Toten bei.**
Besonders die Stämme der Prärie-Indianer bestatteten ihre Toten auf Plattformen, die zwischen den Bäumen hingen und Schutz vor allerlei Getier geben sollten. Aber auch der Glaube an göttliche Kräfte in den Bäumen spielte eine Rolle.

**Indianer einst und heute**
Unsere Bilder zeigen einen Indianerhäuptling im Staatsanzug, der bei Festlichkeiten und Ratsversammlungen angelegt wurde. Das Paradestück war eine Kappe, mit Adlerfedern besetzt, mit Bisonhörnern, Hermelin und Stachelschweinborsten verziert. — Das eilige Voranschreiten der Zivilisation hat im 19. Jahrhundert der indianischen Kultur schwere Schäden zugefügt. Das rechte Bild zeigt einen Indianerhäuptling bei einem Besuch in Berlin. Der Alte raucht eine Zigarre und trägt Zugstiefel.

In unseren Tagen scheint eine solche Begegnung etwas Außerordentliches zu haben, aber noch im vorigen Jahrhundert kam es im wilden Westen Nordamerikas immer wieder vor, daß Eltern ihre Kinder bei den Indianern suchen mußten. Denn bei den Einfällen der wilden Söhne Manitus in die Siedlungen der Weißen töteten sie wohl die Männer, aber Frauen und Kinder schleppten sie in ihre Dörfer. Deshalb spielte beim Ende eines solchen Indianerkrieges, bei dem die Weißen ja auf Grund ihrer überlegenen Kriegsmittel schließlich Sieger blieben, die Rückgabe dieser Gefangenen eine wichtige Rolle, und auch dabei kam es dann vor, daß Eltern ihre Kinder nur schwer wiedererkannten, denn oft lagen viele Jahre zwischen dem ersten Ueberfall und dem endgültigen Abschluß der Feindseligkeiten.

## Regina und das Morgenlied

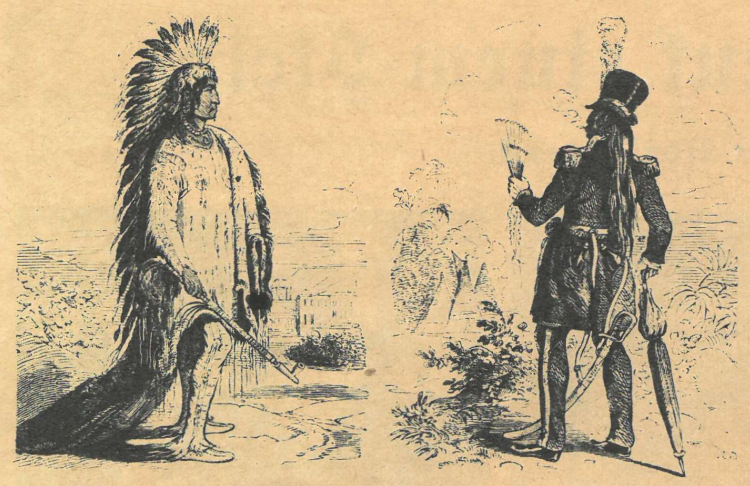
Berühmt ist die Geschichte eines geraubten Mädchens namens Regina, die sich im Jahre 1764 zugetragen hat.

Das Mädchen gehörte einer schwäbischen Familie an, die aus Rottenburg in Württemberg nach Pennsylvanien ausgewandert war. Die Siedlung war von den Indianern überfallen worden, als die Mutter weggefahren war, um Korn nach der Mühle zu bringen; als sie wiederkam, war das Haus niedergebrannt, der Mann und die Söhne erschlagen, die kleine neunjährige Regina aber verschwunden. Zehn Jahre später nach diesem Schreckenstag schlug der Oberst Bouquet, ein Schweizer von Geburt, die Indianer in einer vernichtenden Schlacht, sie mußten alle gefangenen und geraubten Weißen herausgeben, und der Oberst brachte die Geretteten in das Städtchen Carlisle. Dann ließ er in die Zeitungen setzen, die Leute, denen seinerzeit Angehörige von den Indianern verschleppt worden wären, sollten sich hier einfinden, um sie nun wieder in Empfang zu nehmen.

Es waren vierhundert Frauen und Mädchen, die nun unter erschütternden Szenen des Wiedersehens von ihren Verwandten begrüßt wurden — aber in der Menge der aufgeregten Menschen lief die Mutter Reginas verzweifelt auf und ab — wie sollte sie ihr Kind wiedererkennen? Mit neun Jahren war es weggekommen, ihre Tochter mußte jetzt ein reifes Mädchen sein, aber auf ihren verzweifelten Ruf: „Regina! Regina!" antwortete von den geretteten Mädchen keins: sie hatten ja nicht nur ihren Namen, sondern oft auch ihre Sprache ganz vergessen.

Da nahm sich der Oberst der armen Frau an. Mit militärischer Genauigkeit fragte er sie aus, ob sie sich keines Muttermals entsänne oder sonst irgendeines Zeichens, an dem sie ihr Kind wiedererkennen könnte, aber schluchzend sagte die Frau nur immer wieder, das Mädchen heiße Regina, mehr wisse sie leider nicht . . . Nun rief der Oberst mit seiner weithin hallenden Stimme „Regina—," aber auch das war umsonst. Die Sache schien hoffnungslos, als die alte Frau etwas von einem Liede stammelte, das sie mit den Kindern jeden Morgen gesungen habe. „Singen!" befahl der Oberst, und so wenig der Mutter danach zumute war — sie sang über den Platz hin, auf dem es ganz still geworden war, die Strophen des Chorals, den die schwäbische Pietistenfamilie jeden Tag in der Frühe gesungen hatte. Da geschah es, daß aus der Gruppe der jungen Mädchen sich eine schöne Neunzehnjährige löste und auf die singende Frau zuschritt — es war Regina. Sie hatte ihren Namen, sie hatte ihre Sprache vergessen, aber das Lied hatte sich ihr durch Klang und Rhythmus so eingeprägt, daß die Erinnerung daran nach zehn Jahren wieder wach wurde.

Aus welch nichtigen Anlässen es zu diesen Indianerkriegen kam, zeigt die Geschichte des Sturms auf Neu-Ulm, über den unsere Großeltern ausführliche Berichte in der „Gartenlaube" lasen. Am 17. August 1854 zog ein Trupp Indianer in den Wald, um Hirsche zu schießen, und auf dem Wege dahin fanden sie ein Hühnernest mit Eiern. Nun gehörte einer von ihnen einem andern Stamme an, und der schlug vor, sich aus den Eiern ein Essen zu machen. Aber dem widersprachen die andern. „Das sind die Eier eines zahmen Vogels," sagten sie, „der dem weißen Mann gehört. Wir dürfen sie nicht anrühren."

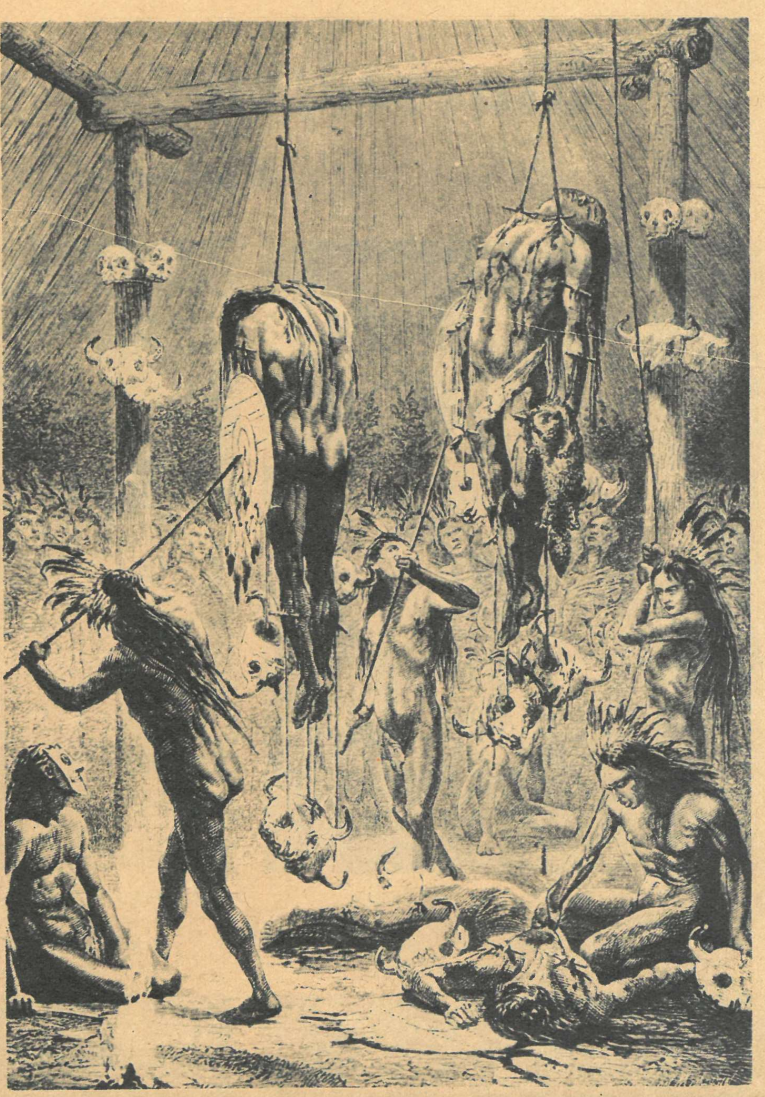


**Als er wiederkam ...**

Zu einem Besuch in Washington hatte sich der Indianerhäuptling festlich geschmückt. Mit einem Regenschirm versehen, zwei Schnapsflaschen in dem Militärrock, einen Damenfächer in der Hand und einen Schleppsäbel umgehängt, kehrt er schwankend zu den Zelten seines Stammes zurück.

**Die Prärie brennt.**

Im Herbst beginnen die Präriebrände. Der Wind treibt das Feuer in breiten Wellen vor sich her. Menschen und Tiere flüchten. Unser Bild zeigt eine Indianerfamilie auf Pferden fliehend.



**Die Marter- und Tapferkeitsprobe.**

Ein Stamm der Sioux-Indianer feierte im Rahmen eines religiösen Festes die Aufnahme der jungen Männer durch eine Mut- und Machtprobe. Man hängte in der Mitte des heiligen Hauses die werdenden Krieger in qualvoller Weise eine Zeitlang auf, bevor sie zum Martertanz zugelassen wurden. Es verstand sich von selbst, daß keinerlei Schmerzensäußerungen getan wurden. Aufnahmen: Archiv

„Ihr sprecht viel gegen den schlechten weißen Mann, aber Ihr wagt nicht, ein paar Eier zu essen, die ihm gehören!" spottete der andere.

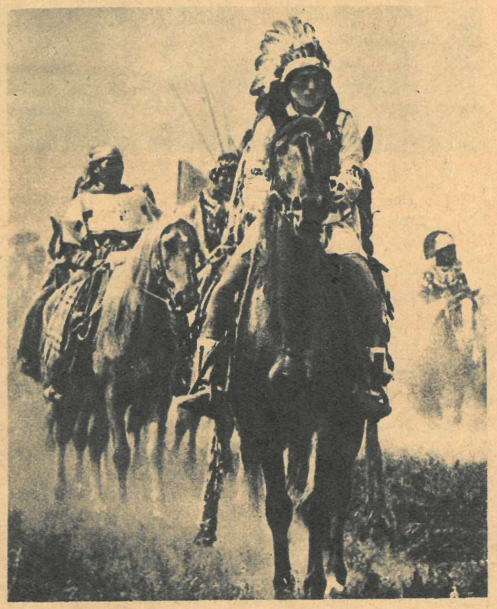
„Schmähe nicht den weißen Mann, denn er ist nicht hier!" wurde ihm entgegnet, „schmähe lieber uns, denn wir sind hier!"

Das erregte den fremden Indianer. Er nahm die Eier und zerschlug sie an einem Stein. Da spotteten die andern, er sei ja Hühnereiern gegenüber ein großer Krieger! Außer sich vor Wut über diesen Hohn, erschoß er den nächsten weißen Ansiedler, den er traf — und nun meinten die andern des Trupps wieder, sie dürften nicht zurückstehen, und brannten ein Gehöft der Weißen nieder; darauf ergriff den ganzen Stamm der Dakota ein wahrer Taumel, und es kam zu einem großen Indianeraufstand. Er wurde von dem Häuptling „Kleine Krähe" geführt — aber wider dessen eigenen Willen. Er hatte sich taufen lassen, er lebte als zivilisierter Farmer und hatte mehrmals die Sache der Indianer in Washington geschickt vertreten. Jetzt, nachdem die ersten Schüsse gefallen waren, erschienen bei ihm die Boten seines alten Stammes und verlangten, er solle sie gegen die Weißen führen. Der Häuptling wußte, wie aussichtslos das Unternehmen war, aber auf sein Zögern antworteten die Indianer, es gehe wohl nicht zu Unrecht das Gerücht, er sei von den Weißen bestochen. Darauf antwortete er nicht, sondern legte stumm die europäische Kleidung ab, die er trug, bemalte sich mit den Kriegsfarben und ging mit den Boten. Er ist dann bei dem Aufstand umgekommen, und die Belagerung Neu-Ulms durch die Dakota war vergeblich.

## Der Weiße unter den Rothäuten

Aber nicht immer herrschte zwischen den Weißen und den Rothäuten (die so hießen, weil sie sich rot bemalten) so erbitterte Feindschaft, und gerade die Deutschen unter den Ansiedlern waren dafür bekannt, daß sie es verstanden, mit den Söhnen der Wälder und Prärien gut auszukommen; und daß sich einer dieser Deutschen dazu verstand, seinen Sohn freiwillig bei den Indianern aufwachsen zu lassen, wurde für sie wie für die weißen Ansiedler von größtem Gewinn.

Von den Engländern, denen damals (zu Beginn des 18. Jahrhunderts) die nordamerikanischen Gebiete als Kolonien gehörten, waren Pfälzer unter großen Versprechungen nach Amerika gelockt worden. Drüben hatte man sie dann aufs schändlichste hintergangen, und nur unter den größten Schwierigkeiten war es einem Teil von ihnen gelungen, in das liebliche Tal des Mohawk, eines Nebenflusses des Hudson, zu dringen, wo sie sich ansiedeln wollten, und hier trafen sie auf die Schoharie-Indianer. Die Pfälzer und die Indianer wurden Freunde, aber der Führer der Deutschen, der Schultheiß Conrad Weiser, erkannte, daß sie den großen Aufgaben, welche die Zukunft ihnen hier noch stellen würde, nur dann gerecht werden könnten, wenn sie nicht nur die Sprache der Eingeborenen, sondern auch deren Jagd- und Lebensweise genau kennenlernen würden. So faßte er einen schweren Entschluß: er gab seinen Sohn Konrad dem mächtigsten Häuptling der Schoharie-Indianer als Pflegesohn. Das Wagnis trug die schönsten Früchte. Die Indianer sahen in diesem Schritt den Beweis völligen Vertrauens, und damit war der Friede zwischen den Ansiedlern und den Ureinwohnern gesichert. Der Junge aber, ein heller Kopf, lernte bald nicht nur die Sprache des Stammes, bei dem er lebte, sondern auch die der Nachbarstämme; er wurde mit der eigentümlichen Gedankenwelt der Indianer innig vertraut und überdies zu einem Jäger, der an Geschicklichkeit seinen indianischen Freunden bald nichts nachgab. Dabei verlor er, älter geworden, seine Würde als Weißer nicht. Er lebte dann wieder bei den deutschen Ansiedlern und wurde, als sein Vater gestorben war, deren anerkannter Führer. Er blieb aber der Mittler zwischen den beiden Welten der Rothäute und der Weißen — in unzähligen Streitfällen, in den verwickeltsten Lagen wurde er als Schiedsrichter angerufen, und sein Wort hatte bei beiden Teilen Gültigkeit, denn die Indianer verehrten ihn und glaubten dem Manne unbedingt, der so lange in ihren Wigwams als einer der ihren gelebt hatte, und er wieder konnte ihren Vorstellungen von Recht und Unrecht, die sich von denen der Weißen oft erheblich unterschieden, Geltung schaffen. Es ist schade, daß über diesen ausgezeichneten Mann bei uns so wenig bekannt ist: hier hat die Wirklichkeit eine Gestalt geschaffen, welche die erfundenen Figuren der Indianerbücher weit überragt. Auch sein Vater und sein Sohn waren bedeutende Männer in der Siedlungsgeschichte des Westens: drei Generationen dieser einen pfälzischen Familie haben unter den schwersten Verhältnissen ganz Erstaunliches geleistet.



**Romantische Reiter.**

Ein wenig von der Romantik vergangener Zeiten lebt heute noch in den nordamerikanischen Indianerreservaten. Welch wichtige Rolle die Indianer noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Amerika spielten, und wie vielfältig die Wechselbeziehungen zwischen den Rothäuten und den eingewanderten Weißen war, davon erzählt unser Bericht.